

wissenschaftlichen Tätigkeiten der Diakoniearchive als gute Produkte ihrer jeweiligen Trägereinrichtungen vorzustellen und zu begreifen. Öffentlichkeitsarbeit, Netzbildung, Kontaktpflege und Projektarbeit, insbesondere auf dem Gebiet des Ausstellungswesens, werden dabei, so explizit im Beitrag von Matthias Honold, als Arbeitsfelder benannt. Sie stehen allerdings nicht allein, sondern können nur auf solider Archivarbeit fußen, sonst drohe die Gefahr, dass sich die Archive in reine „Geschichtsinstitute“ ihrer Einrichtungen entwickelten, so Honold.

Wie die Archivarbeit funktioniert, welche Voraussetzungen fachlicher, aber auch rechtlicher Natur vorliegen müssen, dem widmen sich die Autorinnen und Autoren des Handbuchs in übersichtlich gegliederten, jeweils rund zwanzig Seiten umfassenden Beiträgen: Gabriele Stüber erläutert, warum Schriftgut und Schriftgutverwaltung die unverzichtbaren Voraussetzungen geordneter Verwaltungstätigkeit darstellen, Bärbel Thau erklärt, warum längst nicht sämtliche Akten einer Einrichtung ins Archiv gehören, Kerstin Stockhecke stellt den u. a. aus Personenschutzgründen sensiblen archivischen Umgang mit Patienten- und Klientenakten vor, Michael Häusler präsentiert die Praxis des Ordnen und Verzeichnens und plädiert dabei für die Erstellung gehaltvoller Findbücher (inklusive Systematik, Vorwort, Einleitung und Register), die auch heutige Datenbanken nicht überflüssig gemacht hätten. Jan Cantow widmet sich dem wichtigen Aspekt der Bestandserhaltung, indem er die Lagerungsbedingungen von Archivalien begründet und die technischen Standards benennt. – Das nicht nur für Diakoniearchive empfehlenswerte Handbuch Archivarbeit endet mit einem nicht ganz aktuellen Literaturverzeichnis, aber vor allem mit einem „Serviceteil“, der wichtige praktische Handreichungen kurz gefasst vereint, so insbesondere einen Fristenkatalog für die Aufbewahrung, ein Verzeichnungsbeispiel von Patientenakten, sowie Beispiele für einen Aktenplan und für die Klassifikation eines Archivbestandes.

Jens Murken

*Heinrich Rüthing, Der Wittekindsberg bei Minden als „heilige Stätte“, 1000 bis 2000 (Religion in der Geschichte, Kirche, Kultur und Gesellschaft, Band 15), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2008, 142 S., geb.*

„Heinrich, den Weisen“, so nannte ein Artikel in einer Bielefelder Tageszeitung im Juli 2002 den Historiker Heinrich Rüthing anlässlich seiner Verabschiedung aus dem akademischen Dienst der Universität Bielefeld. Und in der Tat, in seiner drei Jahrzehnte umfassenden aktiven Dienstzeit in Bielefeld hat der Hochschullehrer Rüthing, zunächst als akademischer Oberrat, dann als Professor für Geschichte, ganze Generationen angehender Regionalhistoriker und Mediävisten durch seine fundierte Sachkunde, gepaart mit dem ihm eigenen phantasievollen Umgang mit geschichtlichen Themen, entscheidend geprägt und auf ihr eigenes, künftiges Berufsleben vorbereiten können.



Nicht wenige Leserinnen und Leser des Jahrbuchs für Westfälische Kirchengeschichte, mittlerweile selbst in der Regel der historischen oder publizistischen Zunft zugehörig, erscheinen sicherlich im Kreis derjenigen, die während des Studiums durch die historische Schule „Heinrichs, des Weisen“ gegangen sind.

In dem nun vorliegenden Werk beweist der Autor einmal mehr seinen profunden Umgang mit der Historie. Ihm gelingt es mit der ihm eigenen Akribie, in insgesamt elf Kapiteln die geschichtlichen Hintergründe eines „locus sacer“, einer heiligen Stätte, vom späten 10. Jahrhundert bis in die Jetztzeit allumfassend darzustellen. Dem interessierten Publikum wird das Vergnügen zuteil, von den Anfängen eines religiösen Lebens auf dem Wittekindsberg, dem Leben der Einsiedlerin Thetwif um das Jahr 980, lesen zu können und die Geschichte dieser „heiligen Stätte an der Porta“ durch die Zeitläufe der Jahrhunderte weiter zu verfolgen bis hin zur Diskussion des späten 20. Jahrhunderts, die darum geführt worden ist, welchen Christen denn nun eigentlich der Berg gehören würde. Dieser streng wissenschaftlich aufgebaute Diskurs über einen örtlich und thematisch eingegrenzten Aspekt der Regionalgeschichte – schon auf seinen ersten Seiten schränkt der Autor selbst ein, dass es ihm vor allem um das Gebiet innerhalb der „Wittekindsburg“ gehen würde – erscheint rhetorisch und argumentativ ebenso brillant aus religions-, kultur- und sozialhistorischen Perspektiven heraus. Das religiöse Leben der „dort Gott dienenden Personen“ wird in gleicher Weise gewürdigt wie die Historie des Wittekindsberges als ein Platz vaterländischer Besinnung und bürgerlicher Geselligkeit. Die wechselvolle Geschichte der Margarethenkapelle auf dem Berg, deren Darstellung sich als Kontinuitätsfaktor und „roter Faden“ von den ersten Seiten bis in die Schlussbetrachtung zieht, wird dabei ebenso ausführlich dargestellt wie das durchweg unheilvolle Treiben von Völkischen und Nationalsozialisten an diesem Ort. Das vorliegende Buch lässt uns teilhaben an der Geschichte des Wittekindsberges als eines Ziels von Pilgern des 14. und 15. Jahrhunderts und macht uns – kulturhistorisch überaus interessant – ebenso bekannt mit den mehrmaligen Versuchen zur Ausmalung des zwischenzeitlich als „Wittekindskapelle“ bezeichneten Sakralgebäudes, etwa in einer Vermischung von Illustrationen zu der im 9. Jahrhundert entstandenen altsächsischen Evangeliendichtung „Heliand“, in der „die hier gezeichnete Gestalt unseres Heilandes nicht das geschichtlich-morgenländische Wesen Jesu verkörpern [soll], sondern den markigen Volkshelden, als welcher der Himmelsfürst in dieser Dichtung erscheint“, mit den Darstellungen des Sachsenherzogs Widukind und der mit seiner Person in engem Zusammenhang stehenden Legende eines „Quellwunders“ an dieser Stelle. Selbst den Machenschaften eines bizarr-ominösen „Römisch-Germanischen Ritterordens“ (RGR), der Ende der 1970er Jahre die Verwendung der Kapelle auf dem Wittekindsberg „zur Durchführung von Gottesdiensten und zur späteren Nutzung als Klausur oder Kloster“ für sich reklamierte, wird in aller Ausführlichkeit nachgegangen. Ein ebenso informativer wie umfangreicher Anmerkungsapparat rundet die Darstellung dieser



elf Kapitel in sich noch einmal ab. Und so kommt der Autor am Ende seiner Ausführungen nicht von ungefähr zu dem Schluss: „Eine heilige Stätte bleibt heilig, auch dann, wenn sie schon längst vernachlässigt ist.“

Nun wird sich der geneigte Leser sicherlich fragen, wie es gelingen kann, solch eine umfassende, tausendjährige lokalgeschichtliche Betrachtung auf lediglich gut einhundertundvierzig Seiten anzustellen. Um es kurz zu machen, „Heinrich, dem Weisen“ ist es gelungen, und zwar mit der von ihm bekannten (und erwarteten) Bravour. Die wechselvolle Geschichte des Wittekindsbirges, das religiöse Leben, das sich auf ihm abspielte, und damit verbunden „wichtige Entwicklungen der allgemeinen Geschichte in einem begrenzten Raum“ werden so spannend wie informativ dargestellt. Dem Rezensenten, selbst Mitglied einer in Westfalen beheimateten diakonischen Gemeinschaft, wurde durch das vorliegende Buch von Heinrich Rüthing wieder einmal deutlich gemacht, auf welch überaus fruchtbarem regionalgeschichtlichen Boden wir uns auch in religiöser Hinsicht bewegen können. Unsere spirituellen, kulturhistorischen und geistesgeschichtlichen Wurzeln und Traditionen liegen bisweilen eben wortwörtlich „auf dem Berg“ oder doch zumindest manchmal etwas abseitig von dem, was uns der erste Blick vermuten lässt. Es macht Vergnügen, sich auf diese Weise ebenso wissenschaftlich anspruchsvoll wie erhellend und unterhaltsam mit der Religion in der Geschichte beschäftigen zu können.

Reinhard Neumann

*Rudolf Fidler/Meinolf Schultebracks, Das Zisterzienserinnenkloster St. Mariae zu Welver und seine Pfarr- und Klosterkirche St. Bernhard. Mit einem Grußwort des Erzbischofs von Paderborn Hans-Josef Becker, Bonifatius Verlag, Paderborn 2007, 235 Seiten, 29 farbige Abb., geb. Großoktav.*

Das anlässlich der 300-Jahr-Feier des Bestehens der Pfarr- und ehemaligen Klosterkirche St. Bernhard zu Welver (Kreis Soest) erschienene Buch richtet sich an ein breiteres Lesepublikum. Es beschreibt die Geschichte des 1238 begründeten Zisterzienserinnenklosters Welver von dessen Anfängen über das Spätmittelalter und die Reformation bis zu seiner Säkularisation im Jahre 1809 (S. 18-110). In einem zweiten Teil (S. 111-201) wird dann die zwischen 1697 und 1707 unmittelbar neben der alten (nunmehr evangelischen) Pfarrkirche St. Albanus und Cyriakus (13. Jahrhundert) errichtete neue Kloster- und (spätere) Pfarrkirche St. Bernhard in den Blick genommen. Den Abschluss (S. 202-213) bildet ein Rückblick auf die Geschichte der 1807 begründeten Pfarrgemeinde St. Bernhard als Rechtsnachfolgerin der 1649 aufgelösten älteren katholische Kirchengemeinde. Er reicht bis in die Gegenwart (2007).

Die Aufnahme des Klosters in den Orden der Zisterzienser gestaltete sich schwierig (Inkorporationssperre). Aus bescheidenen Anfängen gelangte man aber doch nach und nach zu gefestigten Verhältnissen (S. 31-41). In der Re-